
Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 19. Posen, den 12. Mai. 1895.

Prüfungen.

Novelle von Johanna Funk.

Mißmuthig warf Doktor Werner seinen Hut und Ueberzieher auf einen Stuhl.

„Ach", seufzte er, und strich mit der Hand durch sein volles, dunkles Haar, „wie sind wir Gesellschafts-Menschen doch zu beklagen!"

Er drückte auf den Knopf der Klingel und bald darauf trat seine Wirthin, eine kleine, ältliche Frau mit weißem Häubchen und sauberer Schürze ein.

„Hören Sie, Frau Kluschke, ich möchte mich jetzt ein paar Augenblicke auf die Chaiselongue strecken, um zu dämmern; die Operation in der Auguststraße hat mich wirklich müde gemacht. Um sieben Uhr wecken Sie mich. Frau Buchhändler Böhm hat heute ihren Empfangs-Abend, und da darf ich nicht fehlen. So; nun Gott befohlen."

„Ja ja, ich weck' Sie schon Herr Doktor; schlafen Sie nur ruhig. — Aber Sie sollten wirklich einmal Abends zu Hause bleiben, das ewige Durchtanzen Nachts macht Sie noch ganz elend. Sie sollten —"

„Lamentiren Sie mir nicht wieder 'was vor, Kluschken; haben Sie denn in den fünf Jahren, in denen wir zusammenhausen, noch nicht eingesehen, wie wenig Sie damit bei mir ausrichten? Also nochmals adieu!"

„Nein, nein, ich bin ja schon ganz still, ich ziehe nur den Stores vor, damit der Herr Doktor seine Ruhe hat. So", und die redselige Frau verließ das Zimmer.

Ermüdet ließ sich Doktor Werner auf die Chaiselongue nieder, aber der ersehnte Schlaf stellte sich nicht ein. Er erhob sich halb aus seiner Lage, griff auf den zur Seite stehenden Rauchtisch und zündete sich eine Cigarrette an.

Dann schloß er die Augen und versetzte sich in Gedanken in die Gesellschaft, die er heut Abend besuchen wollte.

„Dieselben Menschen wie überall," dachte er, „Frauen, die mindestens einige Stunden vorher unter den Händen einer geschickten Kammerfrau zubringen, deren Fingerfertigkeit sie ihr blühendes Aussehen und ihre entzückende Figur verdanken, Frauen, deren liebste Unterhaltung die Bekrittlung der Schwächen ihrer sündigen Mitschwestern ist, junge Mädchen, die fein sittig erröthen und mit schüchternem Augen-Aufschlag zu dem Tänzer emporschmachten, vorausgesetzt, daß derselbe sein gutes Auskommen, oder Rang und Vermögen hat."

„Alles Puppen, keine Menschen! Und warum geh' ich eigentlich hin", dachte er weiter. „Eine ist dort, die eine Ausnahme macht, die kleine Hertha Falk. Sie paßt in jene Gesellschaft, wie ein Singvogel in einen Bauer. Ich glaube, mit ihrem frischen, vielleicht etwas burschikosen Wesen ist sie manchen Müttern heirathsfähiger Töchter ein Greuel. Obgleich sie eigentlich gar keine Partie ist. Als Verwandte der reichen Buchhändlersfrau nimmt sie in dem Hause doch nur eine geduldete Stellung ein. Wenn die großmüthige Tante sie doch wenigstens etwas Tüchtiges lernen ließe, damit sie im Stande wäre, später für sich selbst zu sorgen. Aber arbeiten! Ein junges Mädchen, welches in ihrer unmittelbaren Nähe lebte, für Geld arbeiten!

Die Gnädige würde vor Schreck sprachlos werden, wenn man ihr so etwas vorschlüge! — Zur rechten Zeit würde sich wohl schon Jemand finden, der ihr die Sorge für die Kleine abnähme, versprach sie doch hübsch zu werden! Das arme Ding! Und sie ist so lustig, so übermüthig! Es thut mir leid um sie. Ich glaube, ich könnte mich ernstlich in sie verlieben! Das noch nicht siebzehnjährige Kind —"

Das Schlagen der Kamin-Uhr unterbrach seinen Gedankengang. „Wirklich, nun ist's die höchste Zeit geworden."

* * *

Bernhard Werner war das einzige Kind seiner Eltern. Sein Vater — von Hause aus wohlhabend — ein befähigter Gymnasiallehrer, hatte, nachdem er Professor geworden, in der Neanderstraße eine Vorbereitungsanstalt für Offiziers-Aspiranten gegründet und sich erst in späteren Jahren mit einem berühmten Mitgliede des königlichen Schauspielhauses verheirathet.

Es war eine Neigungsheirath, und die etwa zwanzigjährige Frau und der vierzigjährige Mann lebten in der ersten Zeit ihrer Ehe in wirklichem Glück, das seinen Höhepunkt erreichte, als nach zwei Jahren der kleine Bernhard das Licht der Welt erblickte. Mit der Zeit schienen der schönen Frau Professor die trauten Räume ihres Heims zu eng, um so mehr, als ihr Gatte in eifersüchtiger Strenge fast jeden Umgang von ihr fern hielt.

Sie sehnte sich zurück nach den Triumphen ihrer Mädchenzeit, wurde launisch und quälte ihren Mann unausgesetzt.

Professor Werner, der sein Weib aufrichtig liebte, versuchte alles nur mögliche, um sie sich zurück zu gewinnen; vergebens, ihr Zusammenleben gestaltete sich immer unerträglicher; sie schien einen förmlichen Haß gegen ihn zu empfinden, und so ließen sie sich denn, als Bernhard drei Jahre zählte, wegen unüberwindlicher Abneigung scheiden. Das Kind blieb dem Vater; Frau Werner nahm ihren Mädchennamen wieder an und ging zur Bühne zurück. Nach Jahren reichte sie einem Schauspieler die Hand zum neuen Bunde für's Leben und verließ Berlin.

Um Bernhard hatte sie sich nie wieder gekümmert.

Der alte Professor wandte dem Kinde seine ganze Liebe zu.

Nichts destoweniger erzog er ihn mit der größten Strenge, damit das leichtsinnige Blut der Mutter nicht einmal in ihm Oberhand gewänne und ihn zum Verderben führe.

Mit peinlicher Sorgfalt überwachte er seinen Unterricht, wählte ihm die Spielgefährten und erlebte die Freude, daß Bernhard, den er für den Beruf eines Arztes bestimmt, frühzeitig sein Staatsexamen bestand.

Nun hatte er erreicht, wonach er gestrebt.

Er gab seine Unterrichtsanstalt auf und ging mit seinem Sohn auf Reisen, um ihm ein Stück Welt zu zeigen.

Später sollte Bernhard sich irgendwo als praktischer Arzt niederlassen, erbte er doch von ihm ein Vermögen, von dessen Zinsen er einmal bequem, sogar etwas verschwenderisch leben konnte.

So waren sie nach langem Umherschweifen auch nach Meran gekommen, als hier ganz unerwartet ein Herzschlag dem Leben des Professors ein Ende machte.

Bernhard war untröstlich; in aller Stille, wie es der Vater gewünscht, ließ er ihn zur letzten Ruhe bestatten.

Nachdem sich der erste, heiße Schmerz um den geliebten Verstorbenen beruhigt hatte, kehrte er nach Berlin zurück.

Hier wollte er zeigen, daß er nicht beabsichtige, nur als der Sohn seines reichen Vaters zu leben, sondern, daß er auch aus eigener Kraft etwas leisten könne.

Er richtete sich als praktischer Arzt eine elegante Wohnung in der Wilhelmstraße ein.

Die Frau, die seinem Vater viele Jahre das Hauswesen gehütet, Frau Kluschke, wurde auch Verwalterin seiner Räumlichkeiten und sorgte mit derselben Treue für den jungen Herrn, wie sie vormals den alten gepflegt hatte.

Seine Praxis vergrößerte sich von Tag zu Tag; denn erstens war er ein geschickter Arzt und zweitens, wie gern nahmen nicht gut situirte Familien, die mit Töchtern gesegnet sind, einen unverheiratheten, vermögenden Arzt.

Von den verschiedensten Seiten erhielt er Einladungen und gab sich nun im vollsten Maße dem bisher gänzlich entbehrten Gesellschaftsleben hin.

Die Zuneigung, die man ihm überall entgegen brachte, die Auszeichnung, mit der man ihn behandelte, nahmen ihn völlig gefangen. Hübsche wohlerzogene Mädchen traten ihm in den Gesellschaften in vollendeter Anmuth und Grazie entgegen.

Er kannte das Weib bis dahin nur aus seines Vaters Schilderungen, und zwar in den häßlichsten Farben gemalt.

Sollte er denn nun Alle entgelten lassen, daß eine ihres Geschlechtes seinem Vater einst so bitteres Leid zugefügt?

Nein, die Welt war so schön, so wunderschön; es lohnte sich Mensch zu sein!

Ziemlich unsanft wurde er aus seinen schwärmerischen Träumen geweckt, als er eines Abends, in einem Ballsaal, von einer Portiere verdeckt, dem Gespräche zweier jungen Mädchen zuhörte, aus dem ihm klar wurde, daß das ihm entgegengebrachte Interesse weniger seiner Person als seinem Reichthum galt.

Ja, er mußte sogar einige boshafte Bemerkungen über seine Eitelkeit hören. Das ernüchterte ihn vollständig.

Mit doppeltem Eifer widmete er sich seinem Beruf, so daß seine leichte und sichere Hand bei Operationen bald gerühmt wurde.

Er war jetzt vierunddreißig Jahr alt geworden, ohne daß er die geringste Neigung gezeigt hätte, sich in Hymens Fesseln schlagen zu lassen.

In letzter Zeit besuchte er regelmäßig die Gesellschaftsabende der Buchhändlerswittwe Böhm, die zwar nur einen kleinen, doch sehr gewählten Kreis um sich versammelte. Man war sicher, sich dort gut zu unterhalten; denn sie besaß das seltene Geschick, nur die Elemente zusammen zu bringen, die wirklich mit einander harmonirten.

Man zerbrach sich den Kopf, welches wohl der Magnet sei, der den Arzt hierher ziehen könne; vergeblich. Ob es wirklich nur das rein geistige Interesse sei, oder ob eins der jungen Mädchen? —

Dr. Werner war zu allen gleichmäßig freundlich, und verfügte über so beißenden Spott, daß man sich wohl hütete, indiskrete Anfragen an ihn zu richten.

Die Gesellschaft war bereits vollzählig, als er das gastfreie Haus betrat.

Die immer noch schöne, wenn auch etwas korpulente Frau Böhm, in einfacher, schwarzer Sammetrobe, kam ihm, als sie seiner ansichtig wurde, sofort entgegen.

„Ich glaubte Sie schon heut' Abend ganz entbehren zu müssen; was hat Sie uns denn so lange fern gehalten?" fragte sie, ihm lächelnd drohend. „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Gnädigste; eine schwierige Operation nahm bis vor Kurzem meine Zeit in Anspruch."

„Dann ist Ihnen Vergebung gewährt, aber nun schnell in den Saal; die junge Welt ist im flottesten Tanze."

„Gern folge ich dem Gebot der Herrin," erwiderte Bernhard und führte, sich verbeugend, die weiße ringgeschmückte Hand der Wittwe an die Lippen.

Im Vorübergehen haftete sein Blick in einem der großen Krystallspiegel, die die Wände zierten, und die feine Gestalt im vollsten Lichte zurückstrahlten.

Hübsch war er nicht; dazu war seine Nase zu gebogen, die Lippen zu aufgeworfen, obgleich sie durch den starken, sehr gepflegten Schnurrbart fast verdeckt wurden.

Die blauen Augen, die weißen Zähne schienen das Anziehendste in dem schmalen, stark gebräunten Gesicht.

Seine Figur mochte gelten; groß und kräftig gewachsen, hatte er das Ansehen eines echten Germanen.

Er lehnte, in den Saal eingetreten, einen Augenblick an einer Säule.

Im Gewühl des Tanzes spähte er nach Hertha Falk. Da schwebte sie eben vorüber.

Wie reizend sie heut aussah. Das einfache, weiße Kleid paßte so recht zu ihrem frischen Taint; wie lebensfroh blitzten die dunklen Braunaugen unter den langen Wimpern hervor, wie schelmisch lächelte der rothe Mund.

In ihr blondes, von Natur leicht gewelltes Haar hatte sie eine dunkle Rose gesteckt; keine künstliche Blume, wie sonst üblich, eine frisch geschnittene, thaufrisch, wie sie selbst.

Ihre mädchenhafte, noch schlanke Gestalt lehnte leicht noch auf dem Arm ihres Tänzers; sie schien ganz Leben, ganz Rhythmus.

Jetzt hatte auch sie ihn gesehen.

Seine Mienen mußten wohl allzu deutlich sein Empfinden wiedergespiegelt haben; denn leicht erröthend neigte sie ein wenig das Haupt zum Gruß.

Als der Tanz zu Ende war, trat Werner auf sie zu.

„Haben Sie, gnädiges Fräulein, denn auch noch einen Tanz für mich armen Sterblichen übrig?" fragte er.

„Ich glaube, ich habe den ersten Walzer nach dem Souper noch nicht vergeben", erwiderte sie und reichte ihm ihre Tanzkarte hin.

„Und wer hat denn die Ehre, Sie zu Tisch zu führen?"

„Ich weiß nicht, vielleicht irgend ein unbedeutender Mensch, den Tante für mich bestimmt hat. Das erfahre ich im letzten Augenblick noch früh genug."

„Dürfte ich's nicht am Ende wagen? Wir machen einfach zwanglose Tischordnung", sagte Bernhard und sah ihr bittend in die Augen.

Hertha senkte den Blick.

„Um des Himmels willen, Herr Doktor. Die Frau des Hauses würde es mir schön verübeln, wenn ich „den Helden des Tages", „den Löwen der Saison," für meine „unscheinbare Person" in Anspruch nehmen, und der Gesellschaft entziehen würde. Nein, nein, für Sie blühen hier schönere Blumen," neckte sie.

„Aber wenn ich nun keine duftigere wüßte, wenn ich gerade die, die hier vor mir steht, haben wollte, um sie festzuhalten, würde —"

„Halten Sie ein, Doktor; ich bin so wenig an Schmeicheleien gewöhnt, daß ich soviel auf einmal gar nicht vertragen kann; heben Sie das Andere bis nachher auf; denn sehen Sie, der junge Kadett, ein Neuling hier, der Neffe der Tante, ist mein nächster Tänzer. Sehen Sie, wie melancholisch er aussieht; ich werde ihn zu trösten suchen. Auf Wiedersehen."

Fort war sie.

Doktor Werner sah nachdenklich vor sich nieder.

Die Kleine wußte sich genau in die Stellung zu passen, die man ihr angewiesen; sie hatte den rechten Blick für die Verhältnisse hier.

Nein, er wollte nicht die Aufmerksamkeit auf sie lenken, indem er ihr vor aller Augen den Hof machte. Das arme Ding hätte es wohl bitter entgelten müssen.

Später, dann — — — —

Gleichgiltig wählte er eine Dame und trat mit ihr in die Reihen der Tanzenden.

Beim Souper saß Hertha ihm schräg gegenüber.

Ihr Tischherr war der junge Kadett von vorhin.

Ihm hatte Frau Böhm eine kleine zierliche Brünette, ein schönes Mädchen, von etwa vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren bestimmt. Bernhard kannte sie erst seit dem Winter. Sie war die einzige Tochter eines sehr vermögenden Holzhändlers, Kaufmann, klug und galt für eine vorzügliche Partie.

Bis jetzt hatte sie, allzu wählerisch, die sich ihr nähernden Freier durch ihr hochmüthiges Wesen abgeschreckt. Sie war eine schöne Erscheinung; ein Weib, welches sich genau des Eindrucks, den es macht, bewußt ist. Eine vollendete, etwas blasirte Weltdame, bestimmt, einmal die würdige Repräsentantin eines vornehmen glänzenden Hauses zu werden. Das hochmoderne, eng anliegende gelbe Seidenkleid brachte ihre schmiegsame Gestalt zur vollsten Geltung; die schwarzen Spitzen erhöhten den vornehmen Eindruck; nur beleidigte es den feinen Geschmack Bernhards, daß sie ein Theil des Vermögens ihres Vaters, in echten Steinen umgesetzt, als Garnirung verwendet hatte.

Hell und frisch klang Herthas Lachen in seine Betrachtungen hinein; wie ungezwungen sie mit dem Kadetten plauderte!

Seine Nachbarin hatte den Blick bemerkt, den er eben hinübergesandt.

„Die kleine Hertha ist nach so guter Erziehung gar nicht Dame genug. Hörten Sie nicht auch das allzu laute Lachen, Doktor?“

„Ei, ei, Fräulein Kaufmann, vor Ihren Augen und Ohren muß man sich ja in Acht nehmen; doch was kümmern mich die Sterne, leuchtet doch die Sonne neben mir!“ umging er die Antwort.

Wanda Kaufmann lächelte geschmeichelt. Der ernste Doktor war doch sonst kein Freund von Komplimenten; sie mußte also heut besonders gut aussehen. Ja, das Gelb, das war so recht eine Farbe für ihren Teint; ihre Schneiderin war doch eine vorzügliche Person.

Bernhard fühlte wohl den Eindruck, den er auf Wanda gemacht, und lächelte im Stillen.

Amüsirte es ihn doch, wie geflissentlich Frau Böhm, eine intime Freundin der Mutter Wanda's, ihn geschickt in die Nähe des jungen Mädchens zu bringen suchte.

Eine Zeit lang hatte er sogar ein regeres Interesse an der schönen Wanda genommen.

Die fast schwarzen Augen, die von langen Wimpern umsäumt, so nachdenklich in die Welt blickten, reizten ihn zu ergründen, welche Gedanken diese schöne Mädchenstirn wohl barg, welche Gefühle in ihren Herzem schlummerten.

Wenn die Augen der Seele Spiegel sind, so mußte dieses Mädchen ein weiches, für alles Schöne und Edle empfängliche Gemüth haben.

Und da hatte er sie denn zu studiren begonnen, um bitter enttäuscht zu werden. Angelerntes Wissen, Belesenheit, Schlagfertigkeit, das fand er bei ihr, aber von Herzensbildung und warmer Menschenliebe nicht eine Spur.

So war darauf hin der Verkehr zwischen ihnen ein rein äußerlicher geblieben . .

Bernhard sehnte das Ende des Tanzes herbei; es drängte ihn hin zu Hertha, zu ihr zu sprechen und mit ihr hinweg zu fliehen aus der ganzen banalen Gesellschaft. Da erklangen auch schon die Töne des beliebten Walzers aus dem Zigeunerbaron.

Der Tänzer Wanda's näherte sich ihnen, eine kurze Verbeugung und bald stand er vor Hertha.

Wie er nun im Tanze mit ihr dahinflog, den Arm schützend um ihre zarte Gestalt gelegt und in ihr liebliches Gesicht blickte, da schien sie ihm die Holdeste, und Lieblichste, die er je gesehen, er fühlte es wie einen Rausch über sich kommen und empfand, daß er dieses Mädchen liebe, daß sie diejenige sei, die ihm vom Schicksal bestimmt, sein Lebensglück zu bringen.

Fest drückte er sie an sich.

„Ich hab Dich lieb, Hertha, so sehr lieb,“ fast wie ein Hauch trafen die Worte ihr Ohr.

Sie schaute nicht auf. Eine nie geahnte Seligkeit durchbebte sie.

Er, dem ihr Herz zugejubelt vom ersten Sehen, der Einzige, der ihr unter all' den fremden Menschen ein warmfühlendes Herz gezeigt, der ihr von Anfang an so lieb entgegengekommen war, er sprach so zu ihr!

„Hertha“ klang da wieder die weiche Stimme, „Hertha, hast Du denn keine Antwort für mich?“

Sie schlug den Blick voll zu ihm auf; ein Strahl innigster Liebe traf ihn.

„Meine Hertha, meine Hertha“.

Der Tanz war zu Ende. Bernhard führte sie an ihren Platz zurück. „Ich muß dich sprechen, Geliebte, so bald als möglich“, flüsterte er ihr zu; dann war sie allein.

Wanda Kaufmann näherte sich ihr.

„Sie tanzen wohl sehr gern, Kleine; Sie sahen ja ganz selig aus, als Sie eben mit dem Doktor walzten. Oder hat er Ihnen so schöne Dinge erzählt? Sie müssen's nicht so ernst nehmen, mit einem Backfisch machen sich die Herrn der Schöpfung gern ein Vergnügen.“

Hertha zuckte bei dieser boshaften Anrede zusammen; doch sie bezwang sich und entgegnete:

„Ja, ich tanze für mein Leben gern; es ist ja auch der erste Winter, den ich auf Bällen zubringe. Sie sind schon an dergleichen Vergnügen gewöhnt; mir sind sie noch neu“.

„Ich glaube, die Kleine wollte mir damit eine Malice sagen, na, wart' nur,“ dachte Wanda, und legte ihren Arm zutraulich um Hertha's Taille, sie mit sich ziehend.

Der Abend verging Hertha wie im Fluge; sie erinnerte sich nachher nicht mehr deutlich, mit wem sie noch getanzt oder gesprochen hatte. Sie wußte nur, daß hin und wieder ein leuchtender Blick Bernhards sie getroffen, seine Augen ihr heimliche Grüße zugewinkt hatten.

„Du siehst förmlich verklärt aus, Hertha,“ sagte Frau Böhm zu ihr, als sie ihr vor dem Schlafengehen gute Nacht sagte.

„Ich bin's auch, Tante; denk' nur, mich hat heut das Glück gestreift. Tante, liebe gute Tante,“ stürmisch schlang Hertha ihre Arme um ihren Hals, „denk' Dir Tante —“

„Ich denk vor Allem, daß solche Gefühlsausbrüche für eine wohlerzogene Dame nicht passend sind; wann wirst Du endlich Dir Dein burschikoses Wesen abgewöhnen! Und wie erhitzt Du aussiehst! Komm', hilf mir noch das Silberzeug wegräumen; Du weißt ja, auf die heutigen Dienstboten ist kein Verlaß. Und dann erzähl mir in aller Ruhe, ohne Ueberschwänglichkeit —“

Hertha folgte gehorsam dem Befehl; fest preßte sie die Lippen aufeinander; sie ahnte, ihr schöner Traum sei zu Ende, so wie Tante Böhm davon wußte.

Sie wollte ihr Geheimniß bewahren!

(Fortsetzung folgt.)

Wer will richten?

Von Hermann Heiberg.

[Nachdruck verboten.]

Es ist in der That der Fall! Bei einigen Menschen ist man weder überrascht noch bewegt, wenn's eines Tages heißt, sie seien gestorben. „He wär jümmers man wat pewerig“ (zart, kränklich) sagen die Leute und trinken ihren Nachmittagskaffee und verspeisen ihren Napfkuchen wie immer.

Schon im nächsten Augenblick reden sie über andere Dinge, und nur wegen des Sterbekranzes, des letzten grünen Siegels auf das Unabänderliche, öffnen sie noch einmal den Mund, oder der Hausherr bürstet den Cylinderhut, läßt sich von seiner Frau einen Knopf in die in irgend einer Ecke der Schubladen zurückgelegten Schwarzen nähen und folgt dem abgethanen Menschensohn mit stumpfer Miene.

Großes Aufsehen aber erregte es in Rostock, als die Anzeige von dem plötzlichen Ableben des angesehenen und allbeliebten Arztes Doktor Bunge in der Morgenzeitung erschien. Daß auch ein Arzt im besten Mannesalter sterben konnte, — überraschte. Man nahm hier, wie überall stillschweigend an, daß die Doktoren ein Patent von größerer Lebensdauer vom Himmel mit auf den Weg erhalten hätten. Nun wars doch anders!

Als der Doktor von einem Landausfluge im offenen Wagen heimgekehrt war, hatte er über fieberhaftes Unbehagen geklagt, dem Schüttelfrost, schwere Athemnoth und unheimliche Angstgefühle gefolgt waren, und schon am nächsten Frühmorgen hatte ihn ein Herzschlag vom Leben befreit.

Das Räderwerk war wie bei einer Uhr plötzlich ins Stocken gerathen, und Frau Dr. Bunge, einstige Lina Nothnagel, und ihre sanfte Stieftochter, Elise, standen am Sterbebette und wischten sich die Augen.

In den Schmerz der Wittwe mischten sich freilich Ueberlegungen materieller Art; diese beherrschten sie weit mehr, als der Kummer um den plötzlichen Verlust, während Elise nur daran dachte, welch ein beispiellos guter Mann, welch ein zärtlich liebevoller Vater der Todte gewesen sei, und daß sie nun unwiderruflich das Beste verloren habe, was ein Mensch sein Eigenthum nennen kann.

Auch die kommenden Tagesstunden richtete die Frau lediglich auf äußerliche Dinge. Sie bestellte selbst die Leichenwäscherin und den Sarg und besuchte den Küster, der das Grab graben sollte.

Elise aber schlich immer wieder an das Bett des Entschlafenen, schaute in sein stilles, liebes Angesicht, und suchte noch im Tode ihre Seele an die seinige zu schmiegen. —

Sehr viele Männer sprechen niemals über ihre Vermögens-Verhältnisse mit ihren Frauen. Oft ists Scheu.

Sie hoffen, daß Gott sie am Leben erhalten werde. Was werden soll, wenn sie sterben, daran wollen sie nicht denken. Früher kleidete Gott die Lilien auf dem Felde, so wird er auch heute noch der Verlassenen sich annehmen.

Doktor Bunge hatte auch zu denen gehört, die den Erörterungen darüber aus dem Wege gehen und zudem mehr dem Tage, als dem Gedanken an die Zukunft leben. Er hatte es nicht anders vermocht. Sein Herz war zu weich, seine Hand war allzu offen gewesen.

Auch besaß er, wie er glaubte, eine gute Gesundheit. Meistens vermögen Aerzte sich weder selbst richtig zu beurtheilen, noch infolgedessen zu kuriren. Und so war auch er plötzlich einem ihm unbekannten Leiden erlegen, und so hatte auch er kein Vermögen erworben und von den Früchten seiner rastlosen Thätigkeit nichts hinterlassen.

Aber da die Frau darauf doch angewiesen war, so ging sie noch am Abend des Sterbetages mit unruhvoller Erwartung an den Schreibtisch ihres Mannes.

Zahlreiche Briefe überschwänglich gehaltenen Inhalts von Patienten des Verstorbenen, die sie zunächst hervorzog, erregten ihren Aerger aus doppelten Gründen: einmal weil er sie vor ihr verborgen hatte, und andrerseits, weil die Schreiberinnen jung und hübsch waren. Auch warf sie die Schriftstücke gleich in den Ofen.

Unberichtigte Rechnungen, wichtige Familienpapiere, Tauf-, Impf- und Eheschließungsscheine, das Doktordiplom und ältere Abgangszeugnisse legte sie, ebenfalls enttäuscht, beiseite. Aber nach einem großen Kuvert, „Nach meinem Tode zu öffnen“ überschrieben, griff sie, indem ihr Mund unwillkürlich die verheißenden Worte einmal leise und einmal laut von raffender Bewegung begleitet, hervorstieß.

Und während Elise mit ihren stillen, traurigen Augen dasaß und ihr auch bei diesem Erinnerungszeichen an den Verstorbenen nur noch tiefer das verwundete Herz schmerzte, riß Frau Malwine die Umhüllung mit gieriger Hast auseinander und las, was vor ihren Augen erschien:

„Liebe Frau.

Für alle Fälle wirst Du nach meinem Tode die Zinsen des Kapitals haben, mit dem ich mein Leben versicherte.

Es liegt die Police diesen Zeilen bei.

Es ist leider nicht viel, aber es wird Dich und meine herzliebe Elise, wie ich hoffe, vor Sorgen schützen.

Wenn ich einen Rath geben darf, so suche eine Pension zu errichten.

In der Schlafstube, in der untersten Schublade hinten, befindet sich in dem hölzernen Kasten, zu dem der Schlüssel in meiner Geldbörse steckt, eine bedeutende Summe Geldes.

Sie gehört aber nicht mir. Ich fand sie während des Feldzuges in Frankreich in dem Schlosse Eterné bei Etampes, woselbst ich als Militärarzt einquartiert war, in einem Wandschrank, und nahm sie, von dem Augenblick fortgerissen, an mich.

Ich habe mich aber weder überwinden können, die Papiere anzutasten, noch war ich später in der Lage, sie dem Eigenthümer zurückzustellen. Ich vermochte es nicht, da dieser, wie ich auf meine Erkundigungen erfuhr, inzwischen in Paris kinderlos aus dem Leben geschieden war. —

Lebet wohl! Ich segne Euch. Habt Dank für alles Gute. Bewahret mir ein freundliches Angedenken. Ich habe Euch sehr lieb gehabt.“

Frau Malwine ergriff nach der Lektüre dieses Schriftstückes eine namenlose Unruhe und Spannung. Sie flog, ihre tiefbewegte Stieftochter mit sich ziehend, an den von dem Verstorbenen bezeichneten Ort, und als sie dort wirklich ein schweres Packet mit Werthpapieren in Höhe von 250 000 Francs fand, sank sie erst taumelnd zurück und erklärte dann sogleich, daß sie die unerschütterliche Absicht habe, nicht einen Sou von diesem Gelde herauszugeben, es vielmehr als gute Prise behalten zu wollen.

Freilich folgte diesem Glücksrausch eine sehr harte Enttäuschung. Als sie zwei Tage später an dieselbe Schublade ging, waren Kasten und Geld verschwunden, und sie kamen auch trotz aller angestellten Nachforschungen nicht wieder zum Vorschein. Sie waren offenbar von einem Diebe entwendet worden.

Frau Malwine wurde aus Aerger nicht nur von der Gelbsucht und dann von einer anderen schweren Krankheit befallen, sondern sie vergaß auch ein eisernes Grabgitter für die Ruhestätte ihres Mannes zu bestellen. Sie vergaß sogar ihn selbst sehr bald und heirathete wiederum einen Arzt, der sich theils in ihre volle Büste, theils in das ihr von dem Verstorbenen hinterlassene Lebensversicherungs-Kapital verliebte.

Und wenig später nach dieser Heirath — kaum dreiviertel Jahr nach dem Tode des Doktor Bunge — schrieb Elise Bunge einen Brief nachstehenden Inhalts an eine Freundin in Hamburg.

Heilbronn, den 25. Mai 18 . .

Meine liebe Anna!

Deine letzten kurzen Zeilen, für die ich Dir von ganzem Herzen danke, habe ich nicht früher beantworten können, weil ich unterwegs auf der Reise nach Stuttgart, woselbst ich eine Stelle als Erzieherin übernommen habe, hier in Heilbronn erkrankte und liegen bleiben mußte.

Erst heute bin ich, nach wochenlangem Bettliegen zum ersten Male aufgestanden und noch so schwach und elend, daß ich auch diese Zeilen nur mit äußerster Anstrengung niederzuschreiben vermag.

Heute nur folgendes.

Ich bin aus Rostock fortgegangen, weil ich mich mit meiner Stiefmutter völlig überworfen habe. Wir verstanden uns, wie Du weißt, bei unserer gänzlich verschiedenen Charakterveranlagung und Lebensauffassung schon immer sehr wenig. Nach dem Tode meines Vaters aber geriethen wir zufolge unserer völligen Ansichts-Abweichungen über den Begriff von Dein und Mein in einen so heftigen Konflikt, daß sich schon damals die Absicht in mir gestaltete, eine dauernde Trennung zwischen uns herbeizuführen.

Dies ward zunächst vereitelt durch eine schwere Krankheit, der meine Stiefmutter unterlag. Ich pflegte sie Monate fast Tag und Nacht.

Als sie dann aber nach ihrer Wiedergenesung nichts Eiligeres zu thun hatte, als sich mit einem wenig angesehenen, mir grenzenlos unsympathischen Mann zu verloben, auch dadurch an den Tag legte, wie gering sie das Ansehen an meinen Vater in Ehren hielt, brachte ich meinen Vorsatz mit aller Entschiedenheit zur Ausführung. Freilich wurde mir das sehr schwer, da ich so viel wie nichts mein eigen nannte, und sie mich nicht nur durchaus unvollkommen unterstützte, sondern zuletzt sogar aus dem Hause wies.

So wirst Du es denn begreiflich finden, daß ich, zudem von allen Mitteln entblößt, sogar noch mit Verpflichtungen in dem hiesigen Hotel garni „Zum Stern“ belastet — schier der Verzweiflung nahe bin!

Schicke mir, — ich bitte Dich inständigst, liebe Freundin Anna, Geld, damit ich mich vollständig erholen, meine Schulden berichtigen und demnächst die mir noch bis jetzt offen gehaltene Stelle antreten kann.

Nicht wahr, Du erfüllst das dringende Gesuch einer Verlassenen, die überdies von einem schweren Seelenkampfe heimgesucht wird, den sie nur mit sich selbst auszuringen vermag.

Ich werde nicht ruhen und rasten, bis ich Dir alles zurückerstattet habe. Glaube es, verlasse Dich darauf.

Antworte baldmöglichst Deiner im Voraus dankbaren

Elise Bunge.

Nachschrift. Ach liebe Anna! Wenn Du mir nicht hilfst, muß ich untergehen. Ich fühle es. — —

* * *

Es war auf dieses Schreiben kein Geld eingetroffen. Wann empfängt ein Bittender, noch dazu ein Verzweifelnder Antwort oder gar eine Zusage auf eines solchen Briefes Inhalt!

Aber das Begräbniß der durch solche Seelennoth der Wiederaufrichtungskräfte völlig Beraubten, acht Tage später Dahingeschiedenen hatte eben stattgefunden.

In einer fernen Ecke des Kirchhofes hatte der Todtengräber gerade den Sarg hinabgesenkt und gewohnheitsmäßig handelnd, ein Paar Schaufeln Erde nachgesandt. Nun war die Kranke und Verlassene erlöst, und über ihr blaute ein hehrer, hoher Frühlingshimmel, und von dem heimlichen Gesang einiger Vögel gleichsam begleitet, tanzten zwei Zitronenfalter im Zickzackfluge über die Grabstätte dahin, verschwanden, kehrten zurück, schwebten noch einmal, voll frohen siegreichen Lebens über die Todtenstätte und wurden endlich, von der zitternden Goldluft getragen, vom heißen Sonnenlicht und von der Ferne verschlungen.

Der alte weißhaarige Mann aber stützte sich auf den Spaten, und hörte, was der Hausdiener des Hotels, der den Sarg hierhergebracht, ihm noch vor dem Abschied zu sagen hatte.

Die Todte sei aus dem Norden. Das Geld, das der Wirth bei ihr gefunden, reiche lange nicht. Man habe nach ihrer Heimath, an die Mutter, von der sie während der Krankheit erzählt, geschrieben, sie möge den Rest bezahlen. Dann solle auch ihm, dem Berichterstatter, noch ein Trinkgeld werden.

Was aber der Alte wohl von dem Blatt Papier und von dem Brief mit dem großen Siegel, in fremder Schrift geschrieben, meine, die er und das Hausmädchen beim Aufmachen des Bettes unter den Kissen gefunden habe.

Und der alte Mann griff nach dem Gebotenen und las erst dasjenige, was auf dem Blatt Papier sich fand.

„Zur Rettung des reinen Andenkens an meinen geliebten Vater machte ich mich eines Verbrechens schuldig. Ich stahl und leugnete die Entwendung. Gott im Himmel verzeihe mir! —“

Und dann sagte der Alte, den Brief entfaltend: „Ja das kann ich lesen. Es ist französisch. Ich war lange im Elsaß. Ich will es dir übersetzen.

Fräulein Elise Bunge
Poste restante Hauptpostamt
Hamburg.

Auf Ihren Wunsch wird Ihnen bescheinigt, daß das dem verstorbenen Baron Emil von Eterné auf Schloß Eterné gehörende Eigenthum (250,000 Francs in französischer Rente) hier eingegangen, und da mit dem Dahingeschiedenen die Familie ausgestorben, der Fiskus-Kasse überwiesen worden ist.

Ministerium für öffentliche Finanzen.
gez. Henri Develle.

Und der Alte las es kopfschüttelnd — erstaunt und noch einmal, und dann den Zusammenhang ahnend und von Mitleid um die ergriffen, die er eben in die Erde gebettet, zerriß er beides und übergab beides, es dem Auskunfts-Einholenden als „werthlos“ bezeichnend den Winden.

Ueber dem Antlitz der Todten drunten im Grabe aber lag ein Ausdruck glückseliger Befriedigung und nicht nur der des schrankenlosen Dankes für die Erlösung von allen Leiden und aller Seelenqual. — —

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.